

■ Lars Polten

# Zwangssterilisation und ›Euthanasie‹ im Erinnern und Erzählen

Biografische Interviews  
mit Betroffenen und Angehörigen

Studien zur  
**Volkskunde**  
in Thüringen

**10**

WAXMANN

# Studien zur Volkskunde in Thüringen

herausgegeben im Auftrag der  
Volkskundlichen Kommission für Thüringen e. V.  
von Christel Köhle-Hezinger und Friedemann Schmoll

Band 10

Lars Polten

Zwangssterilisation und „Euthanasie“  
im Erinnern und Erzählen

Biografische Interviews  
mit Betroffenen und Angehörigen



Waxmann 2020  
Münster • New York

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der  
Volkskundlichen Kommission für Thüringen e.V.



Diese Arbeit wurde 2019 von der Friedrich-Schiller-  
Universität Jena als Dissertation angenommen.

### **Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

### **Studien zur Volkskunde in Thüringen, Band 10**

Print-ISBN 978-3-8309-4277-1

E-Book-ISBN 978-3-8309-9277-6

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2020

Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

[www.waxmann.com](http://www.waxmann.com)

[info@waxmann.com](mailto:info@waxmann.com)

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg

Druck: CPI Books GmbH, Leck

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,  
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.  
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des  
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

*Dieses Buch ist den Menschen gewidmet, die über das Schlimme erzählen,  
jenen, die ihnen Trost geben,  
und jenen, die gesellschaftlich für sie einstehen.*



## Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde für ihre Druckfassung angepasst. Eine ursprünglich geplante CD mit allen Interviews wurde nicht beigelegt, es sind ausreichend Zitate und Auszüge enthalten.

Die Fußnoten sind in dieser Arbeit als eine sehr ausgeprägte zweite, dem Text nachgeordnete, aber ebenso wichtige Ebene der Information anzusehen. Sie enthalten Forschungshintergründe, Forschungsstand, weiterführende Details, Exkurse und Informationen über Zeitzeugen und Orte, dazu auch Querverweise innerhalb dieser Arbeit sowie weitere Zitate aus den Transkripten. Die Narration der befragten Menschen ist etwas Vordergründiges, dem die Forschung nachfolgt. Sie wird daher hier in den Vordergrund gerückt.

Auf Abbildungen aus den Lebensdokumenten wurde verzichtet. Am Lebensgeschichtlichen Archiv am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden können diese auf Antrag eingesehen werden. Im Archiv gab es in den vergangenen Jahren Anpassungen der Pseudonyme im Teilbereich 030 „Interviews mit ‚Euthanasie‘-Geschädigten und Zwangssterilisierten“, das der Autor ursprünglich anlegte. Dies wurde in dieser Arbeit berücksichtigt. Es kann sein, dass bei Bearbeitungen auch Egodokumente umbenannt werden, die hier anders betitelt sind. Dies müsste im Einzelfall geprüft werden. Alle Dokumente sind im LGA verschlagwortet vorhanden. Unterlagen des Bundes der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten wurden nur berücksichtigt, sofern sie ebenfalls dort abgelegt sind.



# Inhalt

<b>Einleitung</b> .....	11
1    Betroffenengruppe.....	11
2    Zur Ausführlichkeit der Darstellungen.....	16
3    Kategorien und Rechtfertigungen bei sozialer Ausgrenzung.....	20
4    Zur Methodik der Darstellung.....	26
<b>A    Das Erzählen der Zeitzeugen</b> .....	29
1    Lebensgeschichtliche Interviews.....	29
2    Die Angst der Interviewten über das Erzählte.....	34
3    Die Realität: Anerkennungs- und Entschädigungspolitik.....	37
4    Übersicht der Interviewten.....	45
<b>B    Die Welten der Betroffenen</b> .....	53
1    Das Erzählen über die Familie.....	54
1.1    Behandlung und Erziehung in Kindheit und Jugend.....	54
1.2    Einbindung der Eltern in das Leben und das Zeitgeschehen.....	80
1.3    Großeltern: Familienherkünfte und Überliefertes.....	98
1.4    Die eigene Entwicklung: Beruf, Arbeit und Freizeit.....	102
1.5    Uneheliche Kinder.....	127
1.6    Wohnen.....	135
2    Außerhalb der Familie: Politik und Gesellschaft.....	143
2.1    NS- und Kriegszeit.....	144
2.2    DDR.....	158
2.3    Nach der Jahrtausendwende.....	178
3    Fallbeispiel: Frau Mathilde Berg.....	185
3.1    Die Mutter von Mathilde Berg – Übersicht.....	187
3.2    Emotionale Bedrückung und private Krankheitsforschung.....	190
3.3    Chronologische Anordnungen bis 1943.....	199
3.4    Sippenbuch und Nachkriegszeit.....	228
3.5    DDR und Heute.....	239
3.6    In großer Verzweiflung.....	247

4	Fallbeispiel: Frau Ilona Jansen.....	249
5	Fallbeispiel: Frau Lisa Schmidt.....	251
5.1	Die Interviews.....	254
5.2	Der Streit um den Unterhalt 1923-1925.....	258
5.3	Chronologische Abfolgen aus Akteneinträgen.....	264
5.4	Aktenführung.....	272
5.5	Traumabildung.....	274
5.6	Identitätszuschreibungen DDR und BRD.....	289
5.7	Frau Schmidt als Jugendfürsorgerin.....	293
<b>C</b>	<b>Zusammenführung – Wege zu Sterilisation und Ermordung.....</b>	<b>303</b>
1	Ausgrenzung durch Unfälle und Krankheiten.....	304
2	Politische Ausgrenzung.....	307
3	Gesellschaftliche Ausgrenzung.....	309
4	Private Ausgrenzung.....	310
5	Begleitende Themen zum Wissen der Interviewten.....	311
6	Bausteine und Fragmente zu Patriarchat und ununterbrochener Eugenik.....	315
7	Protokolle der Interviews.....	327
	Abschluss.....	355
	Dank.....	359
	Literatur.....	360
1	Akten und Archive.....	360
2	Periodische Schriften.....	360
3	Sekundärliteratur.....	363
4	Nachschlagewerke.....	378

# Einleitung

## 1 Betroffenengruppe

„Dieses zweite Interview in der Interviewwoche im Februar war das letzte, und ich fuhr danach nach Hause, froh, noch im Hellen aus dem winterlichen Erzgebirge weg zu kommen. Dieses Interview hatte mich sehr traurig gestimmt. Und dies ist ein zweites wichtiges Gefühl, das in mir unmittelbar nach dem Interview auftauchte: Zunächst hatte es ein typisches Ergebnis gezeigt, ein Ergebnis, wie man es erwartet. Ein Zwangssterilisierte hat keine Kinder, besser: kann keine Kinder haben, und sitzt allein und alt in einer abgeschieden gelegenen Wohnung. Und dann: aus dem Fotoalbum erstrahlte das Leben, in ihm war Witz und eine Art Sprühen zu sehen. Dort war Sommer und Lust, Wandern, Wasser und Spiele. Herr Sonnfeld hatte ein Motorrad gehabt, eine ‚125‘-er‘, einen tollen Fotoapparat, ein Auto. Kurz und knapp: Es war ein Leben in diesen Fotos und nun war es nicht mehr da. Und das war das Gefühl: Etwas war unwiederbringlich und unwiderrufflich vorbei.“<sup>1</sup>

Im Sommer 2008 begann zwischen dem Lebensgeschichtlichen Archiv (LGA) am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. (ISGV) in Dresden eine Zusammenarbeit mit dem Bund der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten e.V. (BEZ). Die Mitglieder des BEZ sollten zu ihren Lebensverläufen und ihren allgemeinen Lebensweisen und -erfahrungen interviewt werden. Es handelte sich um Menschen, die Zwangssterilisierung selbst erlebt hatten, sowie deren Kinder, die sie vorher noch zeugten und gebären, und um Geschwister und Kinder von im Zuge der NS-„Euthanasie“ Ermordeten (ausführlich auch in Kapiteln A 3 und A 4). Es sind also Zeitzeugen in erster und zweiter Generation.<sup>2</sup> Die Ermordung von Kranken in der Zeit der 1940er Jahre wurde oft „Euthanasie“ genannt, was ‚guter Tod‘ bedeutet, und wird daher in heutiger Zeit, da es sich um die Ermordung von Ausgegrenzten und Kranken handelte, mit Anführungsstrichen geschrieben.<sup>3</sup> Wie viele Menschen glauben, dass es sich bei Tötungen

- 
- 1 Auszug aus dem Protokoll zum Interview mit Herrn Sonnfeld S. 331. Autor aller Protokolle: Lars Polten.
  - 2 Vgl. Tiemann 2005, 32f. Generation ist in diesem Kontext immer als ‚generative Generation‘ (die Generationen innerhalb einer Familie) gedacht. Die Interviewpartner unterscheiden sich zu anderen Generationstypen, wie in Bude 2000 („Generation von 1914“, „Flakhelfergeneration“ usw.).
  - 3 Es gibt empfehlenswerte Literatur, die die verschiedenen Perspektiven beleuchtet, bspw. Benzenhöfer 2009, Wils 2007. Und auch weniger empfehlenswerte, bspw. in Teilen von: Wittwer u.a. 2010. Hier werden im Kapitel „2. Euthanasie aus der Sicht der Medizingeschichte“ unter 2.4. „Vorbilder des ‚guten Sterbens‘“ Sokrates und Seneca genannt. In „paradigmatischer Weise“ sei der „autonome Tod des Sokrates als philosophisches Modell [sic] der abendländischen Geschichte“. Ohne jeden Verweis wird hier postuliert, was ein guter Tod sei, er wird als autonom, paradigmatisch und in anderen Weisen als vorbildlich dargestellt, ohne dass diese Urteile in ihren Entstehungszusammenhang gebracht werden. Solche Tode seien, heisst es zusammenhangslos, „Idealbild [sic] eines selbstbestimmten Todes“, oder „Beispiel für die Verknüpfung von gutem und überwundenem [sic] Tod“. Keinerlei Quellenangaben außer eine Zusammenfassung am Schluss, keine genauen Autorenangaben und als sicher nicht letztes Makel des Kapitels der Titel zur NS-Zeit – „Entwicklungen zur mörderischen ‚Euthanasie‘ des NS-Staates“ – so dass sich die Krankentötungen als verharmloste Entgleisungen eines grundsätzlich guten Gedankens anhören.

oder Suiziden von Sterbenden oder Kranken um eine Art Gnade handele, wird hier nicht behandelt. An entsprechenden Stellen wird deutlich gemacht, dass das Reden darüber durch menschliche Kategorien geformt und durch unbewusste oder vorbewusste Erfahrungen gesteuert wird. Auch die Verwendung des Terminus „Euthanasie“, selbst in Verbindung mit Anführungszeichen täuscht, da es um eine Ermordung von ausgegrenzten sowie physisch und psychisch leicht bis schwer beeinträchtigten Menschen ging. Es ist ein Terminus, der beschwichtigt und der auch eine Ausweitung des damaligen Tötens förderte.<sup>4</sup>

Über den BEZ mit Frau Margret Hamm gab es einen Zugang zum Personenkreis – über das ISGV wurde die Art des zu erwerbenden Materials sowie die Auswertungsverfahren formuliert. Trotz der Dringlichkeit aufgrund des fortgeschrittenen Alters der Mitglieder und Betroffenen dauerte die Initiierung der Interviews mehrere Monate, da sich der BEZ in einem Prozess rechtlicher Umwandlung befand. Dies stellte die vier Mitarbeiterinnen vor großen Arbeitsaufwand. Dazu kam die besondere Situation der Interviews: lebensgeschichtliche Interviews mit Menschen, die selbst oder in der Familie nationalsozialistische „Euthanasie“ und Zwangssterilisation kennengelernt haben, unterscheiden sich von anderen biografischen Interviews m.E. durch eine andere Erwartungshaltung: dass Erzähler und Zuhörer emotional verunsichert und geschockt werden können. Beispielsweise notierte ich mir 2008 Erwartungen an die Interviewsituationen:

„Was wir in unseren ersten Seminaren lernten (Einstiegsfragen, Hinführung zum Thema, Vorbereitungs- und Hauptfragen, Pausen lassen, Pseudonymisierung, Hinweise auf Vertraulichkeit usw.) habe ich in den Interviews dergestalt erfahren, als dass die Tipps dazu dienlich sind, Fehler zu vermeiden, die durch Aufregung entstehen.

Durch die Aufregung, einer unbekannt Person gegenüber zu sitzen, durch den horror vacui – plötzlich sagt niemand etwas, was denkt der andere bloß; durch die Aufregung, etwas wirklich Tolles erzählt zu bekommen usw. Man muss also verinnerlichen, dass eine Aufregung in irgendeiner Form stattfinden könnte. Anfangs sind es meist Aufregungen der Person gegenüber, später Aufregungen dem Inhalt gegenüber. Des Weiteren treten Aufregungen beim Interviewer *und* bei der interviewten Person auf: Was kann/soll/darf ich erzählen? Habe ich das eben richtig erzählt? Habe ich Namen genannt? Usw.

Die Anwendung der Tipps steigert gewissermaßen die Qualität der Aufzeichnung, das Entstehen einer guten Erzählsituation, verhindert das Abbrechen in plötzlich eintretenden, unvorhersehbaren Situationen – eine Garantie können sie allerdings nicht geben.“<sup>5</sup>

Es ergaben sich viele „Aufregungen“. So die Konfrontation bzw. die plötzliche Gegenüberstellung mit dem Tod: Das Auftreten von Ängsten bei dem Kontakt mit den Gedanken an ‚Ausgegrenztsein‘ und an dem unausweichlichen Lebensende der Gesprächspartner und mir. Im Kontrast dazu bildete das gleichzeitige Erblicken des sprühenden Lebens *im und durch* das Gespräch die nächste vorher unbekannt gebliebene „Aufregung“.<sup>6</sup>

---

4 Vgl. Dörner 1981, S. 60.

5 Am 02.04.2008 als Notiz zu ersten Vorbereitungstreffen angelegt. Vgl. auch die Anmerkung zur „Aufregung“ in Fußnote S. 239.

Der Gesprächsinhalt und seine Verarbeitung und Verformung erforderte ein sensibles Abwägen: eine sachlich bleibende Formulierung *und* ein emphatisches Hineinfühlen. Dieses Abwägen geschah u.a. durch die hilfreiche Trennung der Orte und Beschäftigungsarten. Zum einen gab es den Wechsel zwischen eigener Heimat und dem Ort des Gesprächs, der mindestens immer eine Stunde Bewegung in einer quasi Außenwelt erforderte. Zum anderen gab es das schriftliche Fixieren möglichst aller Gedanken im unmittelbaren zeitlichen Danach – also eine quasi ‚Verobjektivierung‘ und Schaffung eines hinstellbaren und begutachtbaren ‚Erzählkomplexes‘ – und das darauf folgende Rückanbinden an das eigene Leben und die eigene Identität. Bei jeder Beschäftigung mit dem Inhalt der Lebensgeschichten und dem Erzählkomplex konnte man schreckliche und bedrohliche Erfahrungen und Vorstellungen vermittelt bekommen, musste aber nicht.

Erst durch die Diskussion dieser bestehenden Realität mit Dozenten, Kolleginnen und Kollegen, Frau Hamm vom BEZ und anderen wurde ein Arbeiten möglich, das in den Grundaussagen zwei Kriterien erfüllen kann: die nötige Objektivität *und* die nötige Subjektivität. Beide allein genommen führen zu Fehlern und entsprechender Kritik. Beide müssen von jedem Rezipienten früher oder später durchdacht und die Sprünge hin und her gegebenenfalls *mehrmals* vollzogen werden, und man sollte sich bewusst machen, dass man sich selbst bedroht fühlen kann.<sup>7</sup>

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile. In Einleitung und im Kapitel A wird der Zugang zum Erzählbaren berichtet. Er wird Antworten u.a. zu folgenden Fragen geben: Wie entstanden die Lebensberichte? Wie gestaltete sich das Berichten und Aufzeichnen der Biografien? Wie gestaltete sich die Kommunikation und der Gesprächsverlauf? Es werden Daten über die Fallgruppe gezeigt, so dass man sich ein umfassendes Bild der verschiedenen Personen und Situationen machen kann. Denn die hier erfassten zwölf Interviews sind allesamt unterschiedlich: in der Dauer, in der Ausstattung mit zusätzlichen zeitgenössischen Dokumenten, in der Verfassung der Berichtenden, in der Tagesform. Sogar das Wetter spielte zur Gestaltung der Kommunikationssituation eine Rolle. Des Weiteren werden auch technische Details der Interviewaufnahmen und solche zur Planung und Gestaltung der Interviews vorgestellt. All diese Umstände sind bei jeder Beschäftigung der Auswertung von kommunizierten Inhalten zu berücksichtigen.

Das große Kapitel B ist die Darstellung des Erzählten. Die Wiedergabe und Interpretation der Biografien erfolgt dabei auf zwei Arten. Zum einen eine Präsentation der Fall-

---

6 Es zeigte sich, wie auch Köhle-Hezinger schreibt, dass man eigentlich Lebensforscher ist (Köhle-Hezinger 2011b, S. 246). Oft wurden auch Bilder gemeinsam angesehen (weil der Ort die Wohnung des/der Interviewten war; weil Fotoalben oder Einzelporträts gezeigt wurden) und das Gespräch dabei fortgesetzt. Und so steht man dann vor den Bildern an den Wänden, oder sitzt gemeinsam, alle vornüber geneigt, um Fotoalben herum, lacht und fragt, scherzt und hört zu. In einem Fall wurde ein Fotoalbum als Grundlage für ein Folgeinterview verwandt. Es ergaben sich die Effekte, die Buchner-Fuhs 2003, S. 65, 69 erwähnt: Die Interviewten erzählen von selbst, als ob die Fotografien die Rolle des Interviewers übernehmen, sie „entfalten ein Eigenleben“, lassen Affekte der Äußerung aufkommen. Vgl. auch Buchner-Fuhs 2005b, S. 350-355.

7 Jeder umfangreiche Umgang mit dem Thema fordert irgendwann eine emotionale Positionierung. Vgl. Fuchs u.a. 2007, S. 9 im Vorwort, geschrieben von Wolfgang U. Eckard und Christoph Mundt, wenn sie meinen, dass die „Dimensionen der Krankmordaktion [...] ihre ganze Dramatik im Individuellen der anstaltszerbrochenen und vernichteten Biografie“ entfaltet und dieser „Umstand bedrängt und verletzt alle zutiefst“.

beispiele in einer blockartigen Form mit aus der Lebensgeschichte entstehenden Einteilungen, zum zweiten eine Wiedergabe entlang der Art der ausgerichteten Perspektive der Erzählenden.<sup>8</sup>

Denn jeder Erzählende nutzt festgelegte, bekannte sowie auch unbewusste Kategorien in den mündlichen Beschreibungs- und Begründungsprozessen. Das Berichtete ist mit Perspektiven auf die eigene Familie und auf andere Familien sowie aus der je eigenen Identitätsgruppe heraus auf die Außenwelt, auf die Politik usf. zusammengesetzt. Bekannte Grenzen und Fokussierungen sind zum Beispiel: ‚Kindheit‘, ‚Jugend‘, ‚Erwachsensein‘. Wenn die eigene Einstellung zur Gesellschaft und Politik dargestellt wird, dann sind Kategorien eher chronologische wie ‚NS-‘, ‚DDR-Zeit‘, ‚Heute‘. Die Gründe für diese Auswahl und Anordnung beim Erzählprozess sind kommunikative Gewohnheit, der Referenzrahmen des möglichen Biografieerzählens und der einer Identitätsherstellung – alle bedingen sich auch gegenseitig und überschneiden sich. So sind auch die Umstände der Verbrechen der nationalsozialistischen Politik in der Familie oder an der eigenen Person natürlicherweise immer eng in diesen Fokussierungen eingeflochten, und es kann verdeutlicht werden, wie dies geschieht. Auf eine gesonderte Darstellung der Zwangssterilisation und der NS-Krankenmorde sowie des derzeitigen Forschungsstandes wird verzichtet. Diese werden viele Lesende in einer wissenschaftlich Arbeit vermissen. Es gibt aber ausreichend Übersichtsarbeiten, auf die an entsprechenden Stellen hingewiesen wird.<sup>9</sup> Auch wegen des Umfangs, da das Erzählte ausführlich dargestellt werden soll, wurde auf eine eine zusätzliche, notwendigerweise umfangreiche, historische Übersicht verzichtet. Fast alle Arbeiten zum Thema weisen eine historische Übersicht der Eugenik und der NS-Morde auf und sind beim Darstellen der Be-

---

8 In der Arbeit wird folgende Differenz zwischen Biografie und Lebenslauf benutzt: „Der Lebenslauf ist ein Ingesamt von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. mit unendlicher Zahl von Elementen. Er kann überdies [...] sozial institutionalisiert sein, zum Beispiel indem bestimmte Karrieremuster oder Positionsgrenzen normiert werden (man muss erst Ehefrau werden, bevor man Mutter werden darf, erst Student der Medizin, dann Arzt; erst alt, dann Weiser usw.). Aber die Biographie macht für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema. [...] Biographien stellen folglich stets selektive Vergegenwärtigungen dar. Die Auswahl beschränkt sich dabei nicht notwendig auf die objektiv durch den empirischen Lebenslauf gegebenen Daten. Sie kann einen weitaus größeren Zeitraum umfassen, die Zukunft und die Vergangenheit weit über die eigene Lebenszeit hinaus einschließen.“ (Hahn 1988, S. 93f.) Daher treten fiktive Zusammenhänge auf: „Die selektive Vergegenwärtigung stiftet Zusammenhänge, die es so vorher gar nicht geben konnte. Der Lebenslauf ist uns nur über die Fiktion biographischer Repräsentation“ bekannt. Das ausführlich erzählte Leben, hier: die Biografie (manche Autoren wählten auch den Terminus „Lebensgeschichte“, bspw. Fuchs u.a. 2007, S. 82, mit Erklärung der Wahl), existiert also vor dem Lebenslauf, dieser kann erst entstehen, wenn die Gesamtgeschichte erzählt werden kann.

9 Es gibt viel Literatur, die verschiedene Übersichten und Schwerpunkte liefert. Benzenhöfer 2009 bietet einen guten Überblick zur Geschichte der Euthanasie und Sterbehilfe allgemein (bis heute), mit einem entsprechenden übersichtlichen Abschnitt zur NS-Zeit. Empfehlenswert sind außerdem die im Zuge von Ausstellungen geschaffenen Bände. Zum Beispiel Henke 2008 oder Jüdisches Museum Berlin 2009. Zur Übersicht über die Eugenik, mit gutem Sachregister: Weingart u.a. 1996. Beispielhaft für einen hist. Überblick zur Tötungsdebatte: Baader 2001. Daneben existieren viele Aufsätze wie bspw. Müller-Hill 1991 zu Entwicklung und Umsetzung von Theorien zu „Rasse“ oder Genetik in Deutschland. Eine weitere gute Übersicht bietet Jütte u.a. 2011. In allen Kapiteln wird der Forschungsstand skizziert, auf Lücken und Ergebnisse hingewiesen und mehrmals betont, welche Ausmaße die Literaturmenge zum Thema Nationalsozialismus und Medizin hat.

wusstseinsinhalte der Betroffenen viel kürzer. Dies ist hier nicht der Fall. Ferner werden die Beziehungen zum tatsächlichen Wissen um die NS-Zeit, die Sterilisationen und Krankentötungen, immer zur Sprache kommen, weil sie das Leben, das Denken und die Werte und Normen mitbestimmen.<sup>10</sup> Und auch wenn es im Gespräch komplett unerwähnt bleibt, ist das ein Ergebnis – das aber vor dem Hintergrund des Interviews und der anderen Informationen erst seine Bedeutung erhält. So wollten manche Betroffene aus Gründen der Angst nicht über ihre Erlebnisse reden.

Die Gliederung wird so den Blickachsen der Interviewten entsprechen, also deren eigenen Einteilungen folgen. So wird aus den Identitätsräumen Familie, Vater, Mutter und Arbeit heraus die Welt bewertet und das eigene Tun bis zum Zeitpunkt des Erzählens begründet. Die Beschreibungen der Interviewten gehen in die eigene Familie (eigenes Leben, Leben der Eltern, Herkunft usw.) und in das Draußen der Welt (Politik, Zeitgeschehen).<sup>11</sup>

Am Ende des Kapitels B sind drei Biografien gestellt, die in einer aus der bisherigen Literatur bekannten Form wiedergegeben werden, nämlich als ein zusammenhängender Text, der innerlich nach Erfahrungsschwerpunkten gegliedert ist. Der Leser und die Leserin wird damit in den Vorteil kommen, beide Darstellungsarten zu vergleichen. Beide bieten je Vor- und Nachteile im Nachvollziehen des Erzählten. Das direkte Nebeneinander bestimmter gleicher Schwerpunkte unterschiedlicher Biografie-Erzählender fördert den Vergleich des Vorgangs des Formens einer Biografie. Es geht also nicht nur darum, Berichtetes nachzuvollziehen, sondern darum, das Verwobensein von individuellen Bewertungen in beschriebene Gesellschafts- und Umgebungserfahrungen herauszufinden. Die Auswahl der größeren zwei der drei Biografien liegt zum einen an deren Ausführlichkeit – es fanden mehrere Interviews statt und es fanden sich viele ergänzende Unterlagen. Sie hätten aber auch wie die anderen entlang der gefundenen Vertiefungsrichtungen geführt werden können. Besonders aufschlussreich gestaltet sich diese Darstellung, wenn man zum direkten Vergleich die informationsärmste Biografie danebenstellt. Im direkten Vergleich wird deutlich, wie viel und wie wenig erzählt und recherchiert und aufbewahrt werden kann, obwohl es sich logisch um gleich volle Leben handelt. Es entstehen viele aufschlussreiche Situationen, so auch viele Wirkungen beim Lesenden. Einen Überblick über die einzelnen Biografien bietet sich mit der Übersicht in Kapitel A 4 und den jeweils einführenden Worten in den Abschnitten des Kapitels B.

Kapitel C führt die Daten wieder zu einer Übersicht der Ausgrenzungen zusammen. Ferner werden Themen und Inhalte aufgeführt, die teils Fragment geblieben sind oder auch in Richtungen verwiesen, die aufzuführen mir zum Zeitpunkt des Schreibens wichtig erschienen. Abschließend sind hier die Protokolle bzw. Feldtagebücher zu den erlebten Interviews eingefügt.

Leider ist durch die Größe des Materials eine Grenze hinsichtlich der Darstellung gesetzt. Es kann im Vergleich (mehrere Hundert Seiten Transkript) fast nur ein Teil des

---

10 Andere Autoren finden es auch nur am Rand erwähnt, bspw. Westermann 2010 „nur am Rande angesprochen“ (ebd. S. 276). Wierling 2017 ist erstaunt über das Erzählen am Rande als Marginalie, s. S. 34.

11 Mit Schröder 2007, S. 21f., ist dies eine synoptische Auswertung. „Erfahrungsschwerpunkte“ werden „zum Thema einzelner Kapitel“. Dazu kommen Forschungsthemen aus dem volkswissenschaftlichen Bereich: bspw. Wohnen, Beschreibungen der Herkunftsfamilie, der eigenen Beziehungen, der Alltagswelt, der Dingwelten, usw.

Gefundenen dargestellt und auch nur ansatzweise analysiert werden. In den Schwerpunkten der Abschnitte werden (vermeintlich) alle Meinungen und erzählten Intentionen der angeführten Personen entfaltet. Ist ein/e Interviewpartner/in in einem Schwerpunkt bzw. einer Kategorie unerwähnt, werden die notwendigen biografischen Informationen in den Erwähnungen andernorts hinzugefügt.

## 2 Zur Ausführlichkeit der Darstellungen

Ein Hauptaugenmerk dieser Arbeit liegt auf der Abwechslung in der Darstellung: Die Ästhetik und der Sinn von Erzählungen und Erklärungen werden häufiger in längeren Zitaten deutlich, auch haben viele Interviews ein starkes poetisches Element, das eine erzählte Landschaft von Dingen, Gefühlen und Abläufen im Bewusstsein des Hörers oder Leser entstehen lässt.<sup>12</sup> An auffallenden Stellen sind Aspekte der Erzählforschung sowie personen- und sachbezogene Analysen und Interpretationen eingeflochten. In Abwechslung zu den längeren Zeitzeugenstimmen werden auch kürzere Passagen eingehender untersucht. Es entsteht dabei eine ausgewogene Darstellung der erkenntnistheoretischen Möglichkeiten des narrativen Interviews, der Verifizierung gegebener Modelle und Thesen der Literatur sowie der Möglichkeiten der Entwicklung von Thesen durch die Lesenden selbst. Ein Historiker erarbeitet ein Interview am besten für die Öffentlichkeit auf, meint Lutz Niethammer, wenn er „sinnvolle Angebote“ machen kann, sie zu nutzen. Interviews sollten weder zu „Ausschnittsammlungen noch zu Analysen, aus denen die sinnliche Gestalt des Gedächtnisses der Beteiligten verbannt ist, verwurstet werden.“ Besser ist eine Spannung zwischen „einem vertiefenden und verallgemeinernden Interpretationsangebot und der Ästhetik ausführlicher Zitate“.<sup>13</sup> Ein hergestellter Fließtext lässt Kerne der Aussage ersichtlich werden, die im Interview selber verdeckt waren oder die zeitlich so lang andauerten, dass die Übersicht im Gespräch verloren ging, weil nur selektiv einzelne Punkte gemerkt werden konnten. Ein langer und genauer Blick auf kurze Passagen lässt die Dynamik erscheinen, die im Interview herrschte und die den Erzählfluss und das Erzählziel beeinflussten.<sup>14</sup> Dieser Vorgang der Darstellung solle begriffen werden als „ein Verstehen in *Annäherungen*“. Ein „umkreisendes oder auch auf Widersprüche oder Auffälligkeiten reagierendes Interpretieren. Die Plausibilität der Analyse kann an den Texten ständig überprüft werden.“<sup>15</sup> Die Willkür bei der Auswahl der Texte ist von der Intention geleitet gewesen, die Breite des erhobenen Materials, also die erzählbaren Möglichkeiten des Erlebten, darzustellen.<sup>16</sup> Außerdem muss an manchen Stellen deutlich gemacht werden, wie die Erzählenden etwas ausführlich wiedergeben wollten, rhetorische Pausen und Unterstützung durch Gesten müssen

---

12 Vgl. dazu auch Niethammer 1985, S. 416.

13 Vgl. Niethammer 1985, S. 419.

14 Vgl. Niethammer 1985, S. 416

15 Vgl. Schröder 2007, S. 20f.

16 Vgl. Lehmann 2009, S. 41: „Das Problem der Textauswahl für eine Publikation [eben auch dieser Art] ist bei derartigen Materialmassen nicht willkürfrei lösbar.“ Vgl. Schröder 2007, S. 22: Die Beantwortung der Frage, warum beispielsweise nur 20% des erhobenen Materials ausgewertet wurden, bleibt letztlich unklar.

dann auch kenntlich gemacht werden. Manchmal steckt in einem einzigen Satz viel Bedeutung.<sup>17</sup>

Die Beobachtung der Autoren Stefanie Westermann, Tim Ohnhäuser und Richard Kühl, dass bisherige biografische Darstellungen nur „ausschnitthaft skizziert“ erscheinen, teile ich.<sup>18</sup> In der Recherche habe ich keine umfänglichen biografischen oder ausführliche Darstellungen gefunden, wie es sie in anderen Bereichen gibt.<sup>19</sup> Häufig wird dies mit der Fragestellung selbst und der daraus erfolgenden Kürzung zusammenhängen, vielleicht sind Autoren auch an Aufsatzumfänge gebunden, oder es wird angenommen, dass sich Biografien eher an einem Ort mit haptischen und optischen Eindrücken wiedergeben lassen als in einer Niederschrift. Im gleichen Aufsatzband (Westermann u.a. 2011b), in dem die Skizzenhaftigkeit genannt wird, sind wohl aus Gründen des Umfangs und auch der jeweiligen Fragestellungen nur Skizzen der Betroffenenperspektive enthalten. Die Aufsatzsammlung nährt sich dem Verstehen der Biografien an, dennoch sind die biografischen Inhalte sehr kurz.<sup>20</sup> In Schriften wie von Margret Hamm, Boris Böhm oder Fuchs u.a. 2007 sind meist Texte über Biografien und Lebensläufe nur wenige Seiten stark, trotz Bildern. Fuchs u.a. 2007 haben aus den rund 30.000 Krankenakten der „Aktion T4“ im Bundesarchiv 3.000 genommen und ausgewertet und davon 23 Lebensgeschichten erstellt und publiziert. Auch nur übersichtsartig sollten die Biografien in Seifert/Polten 2014 sein, dies ist der einzige Aufsatz, in dem zwei Interviewpartner dieser Arbeit vorgestellt werden. Westermann 2010 handelt ihre beiden geführten lebensgeschichtlichen Interviews auf zehn Seiten ab, weitere vier gelesene Interviews werden in 17 Seiten beschrieben.<sup>21</sup> Die zehn Lebensbeschreibungen in Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein e.V. 2012 sind immer nur zwischen fünf und elf Seiten lang (eine bis 13 Seiten), wobei je auch noch mehrere halb- oder ganzseitige Bilder integriert sind. Und auch die neueren Darstellungen in der Reihe „Den Opfern ihren Namen geben“, bisher ca. 40 Einzelhefte, sind immer zwischen zehn und 15 Seiten stark, inklusive Bilder.<sup>22</sup> Die „Lebensgeschichten“ für den Begleitband der Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin (2009) sind kurz, mehrere Artikel mit höchstens vier Seiten Umfang – sie sollen wohl auch nur einführen und hinweisen. Für viele Aufsätze ist sicher nicht viel recherchierbar gewesen, andere folgen vielleicht auch dem überlieferten und gebräuchlichen Verständnis zum Umgang mit Text, dass es nicht ausufern dürfe und es wird nicht immer deutlich, wie viel Lebenszeugnisse zum Darstellen vorhanden sind.<sup>23</sup>

17 Beispielsweise bei Frau Berg auf S. 192.

18 Westermann u.a. 2011b, S. 8.

19 Vgl. bspw. die detaillierten vielseitigen Untersuchungen von Schröder 1992 und 2007, Lehmann 1986.

20 Bspw. sind bei Fleßner 2011 auch nur kurze Zitate der Betroffenen genannt. Die Fragestellung des Aufsatzes ist dann damit auch beantwortet.

21 Westermann 2010, S. 277-303.

22 Hier vertreten mit Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein (2016), einem biografischen Porträt über Frau Frieda Richter auf elf Seiten, welches zudem viele Bilder aufweist. In Böhm 2015b, S. 15 beschreibt Boris Böhm den Grund für die Namensnennung: denn auch wenn keine Genehmigungen vorlagen, so kann doch wenigstens mit einem authentischen Familiennamen eine würdelose Auslöschung rückgängig gemacht werden und dennoch können Grundsätze des Datenschutzes eingehalten werden.

23 Vgl. die auf der Homepage des BEZ eingeflochtenen Veröffentlichungen, bspw. die Aufsätze von Heinrich Bax (Bax 2016 und 2017) mit je elf Seiten Länge, oder Loch 2012 mit 17 Seiten.

Solcherart Fehlstellen werden bspw. bei Boris Böhm in einem Aufsatzband über die Ermordung ostpreußischer Patienten angeführt (Böhm 2015b). In den kurzen Darstellungen – zweieinhalb Seiten Text zu Anna Voß, eine Seite Text zu Paul Loerzer (S. 59-64) – wird deutlich gemacht, dass nicht mehr Informationen recherchierbar sind. Der einführende Aufsatz zur Biografie von Frau Charlotte Gutzeit, der von der Angehörigen und Mitautorin Birte Laura Winkler verfasst wurde, umfasst nur fünf Seiten, inklusive zwei fast ganzseitiger Bilder. Auch hier wird deutlich gemacht: Es ist nichts weiter vorhanden als ein paar Eckdaten. Mitunter werden aber auch Kürzungen deutlich aufgrund der Formulierungen in den Sätzen, die eine zusammengefasste Wiedergabe von größeren Informationsmengen vermuten lassen.<sup>24</sup>

Ein anderes Phänomen ist, dass manche Biografien verändert wirken, weil vermutlich sichtbar behinderte Menschen und Kinder weniger Empathie erzeugen können oder das Zeigen von behinderten Opfern keine Empathie mit den Ermordeten hervorruft.<sup>25</sup>

„Im Mittelpunkt der meisten Biografien stehen sozial integrierte und/oder beruflich prinzipiell erfolgreiche Menschen, welche durch eine akute psychische Erkrankung oder eine besonders belastende familiäre Situation in den Strudel der NS-„Euthanasie“ gerieten. Dies liegt zu nicht geringen Teilen an der Quellenlage, die sich insbesondere dann als günstig darstellt, wenn der Betroffene ein ‚normales‘ Leben vor der Psychiatrie hatte. Daneben ist auch die Initiative von Angehörigen ein oftmals wichtiger ‚Motor‘ [...], die sich um die Aufarbeitung [...] bemühen. Gleichwohl scheinen diese Aspekte das Phänomen nur teilweise zu erklären.“<sup>26</sup>

Wahrscheinlich empfinden es viele Autoren als ungewöhnlich, in eine Ausarbeitung ausführlich das Erzählte aufzunehmen, das sich nicht um das Thema Sterilisation oder Krankenmord dreht. Die Geschädigten, stellt sich heraus, reden ausführlichst über ihre Lebenswelt und Erfahrungen. Es ist also gut, dies alles darzustellen und Synthesen zu

24 Die anderen elf Biografien in Böhm 2015b, S. 95-138, ebenfalls mit Materialknappheit, sind je zwischen zwei bis fünf Seiten stark, eine hat gute sechs Seiten Umfang, alle inklusive Bilder.

25 Vgl. Westermann 2011a, S. 235, hier auch mit einem Beispiel des Zeigens von Bildern in Gedenkstätten. Zu finden sind mitunter auch Schriften (bspw. Wille 2017), in denen die Wiedergabe der Biografien unglücklich gelungen scheint. Hier wird auch in ausführlicheren Biografien nicht häufig zitiert, der Lesende ist auf die Poesie und an den Erzählduktus des Autoren (oder der unterschiedlichen Autoren) gebunden, vieles wirkt unreflektiert. Es wirkt dadurch mehr romanhaft, auch da keine längeren zitierten Äußerungen wiedergegeben werden oder keine Belege angegeben werden. Die Wiedergabe der Biografien schleift sich ab, die beschriebenen Bilder wirken wie Versatzstücke, auch wirken Protagonisten nachträglich ethisch erhöht, zum Beispiel hier: „Während Eva Leonore aufwuchs, mehrte sich der Wohlstand ihrer Eltern. Sie waren musikalisch und künstlerisch interessiert, erwarben einen Bechstein-Flügel und Gemälde, vor allem von niederländischen Künstlern und bauten eine große Bibliothek auf. Die Räume statteten sie mit wertvollen Möbeln aus und zur Freude der Kinder mit Kornleuchtern, an denen sie schwingen konnten. Sonst waren sie in ihrer Lebensführung offenbar bescheiden. Über Eva Leonore hieß es, sie lasse sich weniger leicht leiten als ihre Geschwister.“ (Wille 2017, S. 116). Nun kann das ja durchaus so gewesen sein, nur sind die verwendeten sprachlichen Bilder so geläufig und positiv konnotiert, dass man meist darüberliest oder es schnell wieder vergisst. Sie entwickeln keinen Beispielcharakter und wenig Vergleichsmöglichkeiten. Eine Darstellung, die Vergleich ermöglichen soll, braucht mehr und andere Details.

26 Westermann u.a. 2011b, S. 235.

erzeugen. Bei den Menschen, die zur Gruppe der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten zählen, bietet es sich an, möglichst viele berichtete Details wiederzugeben, letztlich nicht nur – aber auch – um zu erkennen, was ausgelassen wird. Zwar wird man auch nur einen Ausschnitt bekommen, oder stark behinderte Menschen gerade nicht antreffen, oder auch Biografien lesen, deren Protagonisten in den „Strudel“ (s.o.) gerieten. Man wird auch gerade jene nicht antreffen, die an physischen Folgen von psychischen Traumatisierungen gestorben sind. Es zeigen sich aber reichhaltige Inhalte in den Biografien, die sonst selten bis gar nicht in der Literatur dargestellt sind. Es entstehen keine erneuten Erinnerungsimperative oder Aufstellungen von Gegensätzen zur Verdeutlichung, sondern Bilder und Biografien zum Vergleich für zukünftige Generationen.<sup>27</sup> Im Idealfall entstehen in der Vorstellung der Leser mit vielen Facetten versehene, plastische Darstellungen dieser Lebenswelten und damit Menschen – mit guten und schlechten Eigenschaften,<sup>28</sup> und damit also möglichst viele Anknüpfungspunkte – über Vergleich, Abstraktion, Assoziation, Introjektion und andere definierbare, psychoanalytische Vorgänge –, die am Ende Empathie erzeugen. Auch wird geholfen, den Blick der Lesenden für ein mögliches Handeln in der Zukunft zu weiten, indem Dinge relativiert, postulierte Gegensätze aufgehoben und Referenzrahmen berücksichtigt werden.<sup>29</sup> Sehr schön zusammengefasst hat die positiven Folgen eines Beschäftigens mit Biografien Birte Laura Winkler:<sup>30</sup>

„Es gibt zwei eigentlich sehr einfache und doch immer wieder vergessene Tatsachen, die ich durch meine Beschäftigung mit dem Thema NS-„Euthanasie“ gelernt habe: Mit jedem Menschen auf diesem Planeten und mit jedem Menschen in der Vergangenheit und auch in der Zukunft habe ich irgendetwas gemeinsam. Bei dem einen ist es mehr, bei dem anderen weniger, aber irgendetwas gibt es, das uns verbindet. Das ist mir nicht nur während der Arbeit mit den Geschichten der Opfer klar geworden, sondern auch immer wieder, wenn ich mich zwischendurch mit der Seite der Täter auseinandergesetzt habe. [...] Lasst uns anders sein und uns zugleich selbst in jedem anderen erkennen.“<sup>31</sup>

27 Knigge 2010, S. 13. Gemeint sind u.a. Erinnerungsimperative in der Form wie bspw. bei Haack u.a. 2009 schon im Titel: „Erinnern – Betrauern – Wachrütteln. Zum Gedenken an die Opfer [...]“. Zuspitzungen und Gegensätze verdeutlichen und machen begreifbar: Giesecke/Welzer 2012 kritisieren bspw., dass gerade die Homogenisierung der Gesellschaft, die Gleichschaltung usw. überbetont wird und merken an, dass gerade die gleich gebliebene Differenzierung und die gleich gebliebenen Referenzrahmen dafür sorgten, dass die deutsche Welt nach dem Januar 1933 als Normalität angenommen wurde. M.E. gibt es beides nebeneinander: das Gleichgebliebene und das sich Ändernde. Man kann bestimmte Änderungen mitverfolgen und andere nicht, je welchen Wahrnehmungsrahmen man besitzt.

28 Sehr gut damit auch die Aufforderung zur Biografieforschung bei Ricarda Schulze in: Kuratorium Sonnenstein 2002, S. 104.

29 Vielleicht trägt das zu einer möglichen Erneuerung in der Gedächtniskultur bei, wie sie Welzer 2010 und Giesecke/Welzer 2012 fordern. Auch wenn der Kern dieser vorliegenden Arbeit ein retrospektives Erinnern von Personen ist, entstehen ausführlichste Details und Vergleichbarkeiten, gerade weil dem Erzählten der Protagonisten Raum gegeben wird. Jede Leserin und jeder Leser wird es an den eigenen Vergangenheits- und Zukunftsvisionen und -phantasien messen.

30 Böhm 2015b, S. 11.

31 Diese Zusammenfassung eines Verständnisses der Opfer und der Täter schreibt auch Tümmers 2009, S. 522, über Klaus Dörner, der mit dem Bewusstsein aufwuchs, dass es minderwertige Menschen gäbe und mit der Fernsehserie „Holocaust“ plötzlich beide Seiten verste-

### 3 Kategorien und Rechtfertigungen bei sozialer Ausgrenzung

Im Laufe der Beschäftigung mit der Gruppe der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten, respektive mit den häufigen Nennungen von *gesund* und *krank*, stellt man sich die Frage, was die Grenzen waren, die sie trennten. Man erkennt, dass „gesund“, „krank“ und viele andere Begriffe eigentlich Bezeichnungen menschlicher Sichtweisen und Kategorien menschlicher Vorstellungen sind. Sie haben auch immer Anteile aus Utopien und Phantasien, aus falsch angewandten Kategorien und sonstigen verschiedensten Erzählbestandteilen.<sup>32</sup> Mit der Industrialisierung und der sozialen Frage seit ca. 1800 wurden immer 10 bis 30 Prozent der Menschen als nicht der Norm entsprechend befunden und wurden ausgemustert.<sup>33</sup> Der Arbeiter gewöhnte sich daran, dass Beschäftigung zum Lebenszweck wurde, der quasi „libidinöse[n] Dimension der Arbeit“.<sup>34</sup> Die Medizin als eine sich ausbauende Wissenschaft veranschlagte für sich, die Entstehungszusammenhänge der schon immer bekannten Abweichenden aufzuklären und ändern zu können, vielfältige Ideen um den Aufbau einer Gesellschaft entstanden, und es begann der Mythos der Heilbarkeit und Normierung,<sup>35</sup> sowie die Eugenik.<sup>36</sup> Mitunter wird auch formuliert, dass etwas geschehen sei oder entstanden sei, ein „Etwas“, was „im medizinischen Denken nach der technischen Revolution durch die Naturwis-

---

hen konnte – denn die Täter waren ebenso wenig „Bestien“ wie jene Menschen, die als solche in seiner Kindheit bezeichnet worden waren.

32 Vgl. Schmidt 1983, S. 44 (eigentlich 1965 erschienen – s. hier S. 22f., Fußnote 44), auch mit Beispielen aus der Literatur zum Glauben an Heilbarkeit: „Willkür und Utopie sind demnach die unhaltbaren Pfeiler, auf die die Vernichtung lebensunwerten Lebens sich stützt.“ Maßgebend finde ich hier auch die Studie Theweleits (1987) – mit bisher unberücksichtigten Impulsen für die Forschung – gerade weil sie wohl für viele fachfremd ist. Die Wunschproduktion des Unbewussten in Gruppen zeigt sich in der Analyse ihrer geäußerten Phantasien, also in allen Erzählungen, Romanen, Briefen, Schriften, Äußerungen. Dies hilft, die Realitätswahrnehmung der Menschen zu erkennen und damit ihr ihnen selbst häufig unbewusstes Handeln und Reagieren einzuordnen. Vgl. auch Stoffels 1991, mit seinen „sozialanthropologischen“ Überlegungen über die große Utopie und der wichtigen Erkenntnis, dass der Krieg Deutschlands über seine Grenzen nach außen in Europa eigentlich auch der Kriegsbeginn nach Innen war (S. 144f.) und für einen Krieg braucht man eine Kennzeichnung eines Feindes, also passende Kategorien. Dazu passt auch die als Widerspruch empfindbare Konglomerisierung von NS-Ideologie (S. 145f.), die über ihre Verschiedenartigkeit mit einem starken Feindbild hinwegkommt, oder die Wiederentstehung des „Opfer“-Gedankens. Leider ist aber in diesem Artikel die beschriebene Rolle des „Opfers“ unvollständig. Zwar erfolgt eine Versöhnung mit einer sakralen Ordnung durch Opferung (S. 154), aber nicht berücksichtigt wird, dass die Opfer auch immer zum einfachen Überlebensgefühl derjenigen beitragen, die über sie reden. Indem man schon „Opfer“ erwähnt/sagt, wird man Lebender, oder Überlebender. Vgl. auch Reumerschüssel 1968 und die daran genannten Publikationen der Vorstellungen um „Euthanasie“.

33 Dörner 1991, S. 288f.

34 Welzer 2011, S. 45.

35 Vgl. Kuratorium Sonnenstein 2002, S. 12f. Vgl. Dörner 2002.

36 Als Begründer der Eugenik gilt Francis Galton. In den 1860er Jahren begann er, die Vererbung intellektueller Fähigkeiten zu studieren. 1883 gab er diesen Forschungen bzw. den praktischen Ratschlägen, die er formulierte, den Begriff ‚Eugenik‘. (Vgl. Weingart u.a. 1996, S. 36f.) In der Literatur finden sich zahlreiche Übersichten zu dieser meist als Vorgeschichte zur NS-Gesundheitspolitik bezeichneten Forschungsrichtung. Bspw. in Bock 2010, Jüdisches Museum Berlin 2009, Zmarzlik 1963, um nur einige zu nennen; sowie in vielen weiteren Titeln als Kurzzusammenfassungen. Siehe auch Literatur in Fußnote 9, S. 14.

senschaften [...] entstanden war, das den Kern zur Entwicklung zwischen 1933 und 1945 in Deutschland in sich trug“.<sup>37</sup> Allerdings wirkt dies nicht fassbar und nebulös, oder soll rhetorisch bleiben. Klarer legt da Klaus Dörner in seinen Schriften dar, dass im Laufe des 19. Jh. Krankheiten und deren Heilverfahren konstruiert wurden:

„Während es natürlich schon immer Menschen mit sexuellen Auffälligkeiten gegeben hatte, wurden diese geradezu plötzlich seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts zu Gegenständen der psychiatrischen Pathologie und Systematik. [...] Das diagnostische Kriterium der Entartung mit seinen abenteuerlichen Stigmata bis zum angewachsenen Ohrläppchen leistete unschätzbare Dienste. Nun konnte man in einem Bereich auch nur fragiler industrieller Brauchbarkeit und Asozialität zu Feineinstellungen hinsichtlich von Eignung oder Ausgrenzung kommen, ein Bereich, der später überwiegend von den Neurosen-Begriffen übernommen wurde.“<sup>38</sup>

Beispielsweise wurde zu der von Emil Kraepelin im 19. Jh. definierten ‚dementia Praecox‘, der späteren ‚Schizophrenie‘, erst in den 1960er und 70er Jahren herausgefunden, dass sie nur bei Insassen unter lebenslänglichen Anstaltsbedingungen so wie von ihm und seinen Fachkollegen beschrieben verläuft, nämlich zum Tode.<sup>39</sup> Aus dem Denken, eine Gesellschaft immer mehr zu verbessern, entspringen die Ideen, die Unpassenden und Unwertigen zu entfernen. Letztlich sterben in der Zeit des ersten Weltkrieges genauso viel psychisch Kranke wie in den Ermordungsaktionen der NS-Zeit.<sup>40</sup>

Im Erzählen im Alltag und im berichtenden Erzählmodus vieler Artikel findet man immer das Verdeutlichen von Unterschieden zwischen Menschen. Dies ist ein gewohntes Vorgehen im menschlichen Erzählen und meist als ungefährlich bekannt. Dennoch schafft man es nur durch dieses Verfahren, dass soziale Gruppen definiert werden können. Ein herausgehobener Kontrast schafft eine vermeintliche Unterscheidung – bringt aber immer eine Wertung mit sich. Die Wirkmächtigkeit solch einer ‚narrative persuasion‘ wird in sozialen Gruppen oft unterschätzt, man kennt sie aber beim Terminus ‚Rasse‘.<sup>41</sup>

---

37 Pross, Dtsch Ärztebl 2010a, C 2126.

38 Dörner 2002, S. 43. Dörner nennt zahlreiche Beteiligte an diesen Prozessen um die Phantasien über die Gesellschaft und deren Formung (S. 43-48): Cesare Lombroso (1835-1909), Benedict Augustin Morel (1809-1873), Alfred Ploetz (1869-1940), Houston Stewart Chamberlain (1855-1927), Julius Ludwig August Koch (1841-1908), Emil Kraepelin (1856-1926), Paul Julius Moebius (1853-1907), Adolf Jost (1874-1908). Nach 1900 gab es „kaum eine Erfindung oder Entdeckung der Körpermedizin, die nicht auch als therapeutisches Mittel bei Menschen mit psychischen oder sozialen Auffälligkeiten ausprobiert wurde.“ „Wahre Wunderheilungen“ gaben den Ton an, die „hohen Verlustraten an Leben oder Gesundheit der minderwertigen Objekte“ waren unwichtig und unbekannt (S. 53), zumal die meisten „Irrenanstalten“ nur für die „armen Irren“ bestanden, bürgerliche Familien hatten Hausärzte, Hauspflege, Sanatorien und Bäderreisen in Begleitung (S. 29).

39 Ebd., S. 44-46.

40 Ebd., S. 50. Zit. Bezieht sich hier auf Heinz Faulstich: Hungersterben in der Psychiatrie 1914-1949. Freiburg/Brg., 1998.

41 Siehe Boothe 2009, S. 53f.: Die „narrative persuasion“ (zit. Donald P. Spence: „Narrative Persuasion“) wird zuungunsten der Stigmatisierten angewandt, gerade das Narrative hat enorme „machtvolle Wirkung“ auf alle Beteiligten. Es entsteht ein „Ausgrenzungsgeschehen, das auf der Basis der sozialen Zuschreibung einer krankhaften Abnormalität zustande kommt.“ Der Prozess der Zuschreibung selbst ist der Prozess der Ausgrenzung.

„Jede Rassenklassifikation simplifiziert die Vielfalt in unzulässiger Weise, indem sie ihre Betrachtung auf eine mehr oder weniger große Anzahl von Gruppen reduziert und dabei (kleine) Gruppenunterschiede höher bewertet als (größere) zwischen den Individuen ein und derselben Gruppe. Das Klassifizieren wird so – ohne Rücksicht auf die tatsächlich beobachtete Variation – zum Selbstzweck.“<sup>42</sup>

Mitunter sollen auch die Kategorien „Krankheit“ oder „Behinderung“ eine Verdeutlichung einer Andersartigkeit der Mitmenschen ermöglichen, um bspw. auf das jeweilige Handicap angemessen reagieren zu können. Gleichzeitig bedienen aber solche Zuordnungen und Kategorisierungen immer die Möglichkeiten des sozialen Vergleichs und erlauben spielend eine vergleichend niedrigere Einstufung gegenüber sich selbst. Der Grund solchen Einordnens ist wohl eine Erhöhung des Lebensgefühls derjenigen, die diese Zuordnung so vornehmen. In der Altersgruppe zwischen 11 und 17, und sicher auch in anderen, sind der Gebrauch und die stetige Neuschaffung solcher Termini der Herabsetzung bis heute sehr gebräuchlich.

Gisela Bock hat herausgearbeitet, dass zum theoretischen Hintergrund der NS-Zeit zuvorderst soziale und weibliche Ausgrenzungs- und Minderwertigkeitsdiskurse wirkten.<sup>43</sup> Mit dem Beginn dieses Distinktionsprogrammes, das aus vielen einzelnen Schritten davor und danach besteht, begann man, sich auf eine sogenannte „schiefe Ebene“ zu begeben: Immer mehr wurden ausgegrenzt, wobei der Großteil der Bevölkerung davon nicht betroffen war und profitierte – und irgendwann wurden die ersten von der kleineren Anzahl Ausgegrenzter von Mitgliedern jener größeren sicheren Identitätsgemeinschaft ermordet, aus hehren Gründen.<sup>44</sup>

---

42 Kattmann 1999, S. 68.

43 Bock 2010. Jütte u.a. 2011, S. 203-205. Auch bei Dörner 2002, S. 44, 46.

44 Zum heutigen Diskurs der schiefen Ebene vgl. Forsbach 2006, S. 35-49: Es liegt die Vermutung nahe, dass mit einmaligen Lockerungen weitere Lockerungen des Tötungsverbotes geschaffen werden. So schloss Peter Singer logisch von der Tötung von gesunden Föten in der Abtreibung, dann müsse es „ebenso gestattet sein, kranke Neugeborene und bettlägerige Alte zu töten“ (ebd. 38f.). In den Niederlanden ist die schiefe Ebene bereits betreten und es gibt Sterbehilfe, häufig aber mit Mitleidsrhetorik statt praktiziertem Mitleid. Deutlich wird dies auch in begleitenden Zeitungsartikeln. Bsp. Welt Online 2012: Die Nachteile der Regie über den eigenen Tod. Deutlich wird hier u.a., dass die niederländische Art dieses Sterbeunterstützens letztlich nur eine juristische Stärkung des Arztstandes ist und nicht etwa eine Stärkung eines Patienten- oder Menschenwillens. Dies wird auch häufig und konsequent verschwiegen und bestärkt u.U. die Argumente von Wolf 2008 (s. auch Kapitel C 6). Vgl. auch Schmidt 1983 (eigentlich 1965), mit mehreren Gedanken zum generellen Töten, S. 67-72 oder S. 113: „Am Emporschnellen des Vernichtungsalters bis zur Auflösung jeder Altersgrenze wird die einmal losgelassene Triebkraft der Ausrottungssuggestion beispielhaft sichtbar“. Als Gerhard Schmidt sein Buch – es zeigt die „Selektionsspuren und Resonanzen [...] in acht bayerischen Anstalten“ (S. 157) – Ende der 1940er veröffentlichen wollte, fand sich kein Verleger: „Nicht Öl ins Feuer gießen“, mahnten honorire Professoren“ (S. 158). Das im März 1947 an der Med. Fakultät Hamburg eingereichte Manuskript stellte sich im Juni 1949 plötzlich als beim Zirkulieren verloren gegangen heraus (ebd.). Erst 1965 erschien das Buch, das als erstes aus Berichten von Personal und Beschreibungen der noch aktuellen Verhältnisse die Situation zum Krankenmord schilderte, noch vor der Erscheinung von Alexander und Margarete Mitscherlichs berühmten Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“, das 1967 erschien (hier als 23. Ausgabe berücksichtigt: Mitscherlich 1994). Am 20.11.1945 hatte Schmidt im Bayerischen Rundfunk „als erster unter den deutschen Psychiatern“ über die Vorgänge in den 30er und 40er Jahren erzählt.

Der Referenzrahmen hatte sich um 1900 in vielen industrialisierten Ländern verschoben, die Ermächtigung zur Lösung der sozialen Frage mündete bspw. in die oft zitierte Schrift von Bindung/Hoche über die „Freigabe der Vernichtung“ sog. unwerten Lebens.<sup>45</sup> In den USA und vielen anderen Ländern war negative Eugenik Bestandteil der Rechtsprechung geworden.<sup>46</sup> Über Menschen mit ausgeprägten psychischen und physischen Handicaps dachte man 1931 bspw. in dieser Art:

„Die Ausdrücke ‚Ballast-Existenzen‘ und ‚Minderwertigkeit‘ dürfen in diesem Zusammenhang nicht mit einem moralisierenden Beiklang gebraucht werden; sie bezeichnen nur eine objektiv vorhandene, sachliche Bewertung, gewissermaßen im kaufmännischen Sinne als ‚Passivum‘ der Gemeinschaftsbilanz zu buchen [...]. Sie haben es hier nur mit einem sachlichen Wert zu tun.“<sup>47</sup>

Der Referenzrahmen – also der individuelle Wahrnehmungsrahmen und der gesellschaftlich vereinbarte Rahmen des möglichen Handelns – verschob sich mit Kriegsbeginn spunghaft. Die Beseitigung der Patienten begann in großem Maßstab, die Zahl der Ermordeten wuchs immer mehr an. Viele solcher Prozesse haben sich nie automatisch von innen heraus beendet (Holocaust, Regime der Roten Khmer usw.). Und alle haben ihre Initiierungsgeschichten, die einen ersten Fall paradigmatisch als menschlich-humane Abwägung erzählen, wobei es sich um einfache Rechtfertigungserzählungen handelt. Ob es sich um ein quasi unvorstellbar anders gestaltetes Neugeborenes (mitunter wird die Art der Behinderung bildlich beschrieben) und einen sogenannten Gnadentod handelt – das „Knauer-Kind“ aus der NS-Zeit<sup>48</sup> – oder um ein Kind aus heutiger Zeit, dass im Körper einer Toten heranwächst: der „Erlanger Junge“. Immer sind es de facto Rechtfertigungen, die den Lesenden mitunter in eine moralische Klemme stecken sollen und die oft auch an den Anfang gestellt werden. Der Umstand, dass dies so ist und in Argumentationsketten immer vorkommt, ist wohl dem moralischen Anspruch der jeweiligen Autorin oder des jeweiligen Autors geschuldet. Auch wenn man etwas Unfassbares oder Brutales weitererzählt und berichtet, bietet man dem Gegenüber eine fassbare und begriffliche Begründung an. Das mitunter als ‚Knauer-Kind‘ genannte, im Herbst 1939 in Leipzig getötete Neugeborene wird sogar in der wissenschaftlichen Literatur als das startende Faktum gesetzt. Die Autoren erwägen häufig nicht die Möglichkeit, dass sie sich damit zum Beiträger der Tradierung einer Vereinfachung machen. Die „Forschung [geht] davon aus, dass die Initialzündung zu diesem Mordprogramm von einem Einzelfall ausging.“<sup>49</sup> Die Erzählung dieser Tötung des Kindes wäre ein einfaches Faktum oder eine Begebenheit, wenn sie allein stünde. Aber da sie als Initial bezeichnet

---

45 Vgl. Dörner 1991.

46 Dazu auch detailliert: Noack 2011. Vgl. Forsbach 2006, S. 7f. Vgl. Finzsch 1999. Vgl. Boothe 2009, S. 53f.

47 Dörner 2002, 56f. Zitiert Hermann Simon aus dessen Manuskript eines Vortrages vor evangelischen Akademikern in Gütersloh 1931.

48 Dazu zusammenfassend Benzenhöfer 2008. Vgl. auch Klee 2010, S. 81-83.

49 Oder wie der „Erlanger Junge“ auf der ersten Seite des Vorwortes in Wittwer u.a. 2010, S. VII. Der Inhalt des „interdisziplinären Handbuchs“ ist im Abschnitt V.2. (zu den Krankenmorden der NS-Zeit) oft unkommentiert, mangelhaft oder nicht belegt und die Wortwahl schon in Überschriften häufig fehlgehend und daher nicht gelungen im Sinne einer Aufklärung, vgl. Fußnote 3, S.11.

wird, ist sie eine Rechtfertigungsgeschichte eines folgenden Krankenmordes.<sup>50</sup> Man kann sich die Frage stellen, ob man als Autor mit einem Überblickswissen für sich selbst eine Art unschuldigen Funken oder eine Begebenheit einer moralischen Grenzsituation als Beginn einer solchen Sterilisierungs- und Mordaktion formen muss. In anderen Erzählungen über Kriege oder Dramen mit Millionen Toten ist auch oft, manchmal poetisch, ein „erster Schuss“ gestellt. Der Mensch kommt wohl nicht umhin, alles in seine gewohnten Erzählformen zu gießen. Das Kind Knauer war aber „gewiß nicht Anlaß, daß Behinderte flächendeckend ermordet wurden“, wie dies Klee somit richtig beurteilt.<sup>51</sup>

Etwas geglättet dargestellt hieße das: mit der Eugenik entstehen Schuldige, die dem Ziel einer perfekten Gesellschaft im Weg stehen. Es folgen Patientenmord, dann allgemeiner Mord und Vernichtung.<sup>52</sup> An je verschiedenen Stellen schien fast jeder Mensch

---

50 Jütte u.a. 2011, als Starterzählung im Kapitel Kinder-„Euthanasie“, quasi als Beginn der gesamten Tötungshandlungen, da die Erwachsenenentötung im nächsten Kapitel beschrieben wird, S. 220: „Aufgrund der späteren Aussagen von Tatbeteiligten geht die Forschung davon aus, dass die Initialzündung zu diesem Mordprogramm von einem Einzelfall ausging:“ – dann wird der Fall geschildert. Oder in Jenner 2003/2004 auf der ersten Textseite seines Aufsatzes (S. 3): „Keine eindeutige Klarheit besteht über den exakten Beginn [...]. Sicher ist, daß das Gesuch einer sächsischen Familie an Adolf Hitler [...] ihr behindertes Kind“ usw. Oder in Stargardt 2006, S. 104: Hier auch in den ersten sechs Zeilen der ersten Seite seines beginnenden Kapitels zu den „Mord an den Kranken“ die Erzählung um das Ersuchen einer Familie, „ihr schwerbehindertes Kind töten zu lassen“. Und dann: „Das war der Anfang des Krankenmordes“. Die Beispiele lassen sich fortsetzen. Einzig Klee 2010, S. 81-83, relativiert über seine Sprache diese Erzählung und untersucht auch Erzählbestandteile. Klee: „Ein Kind ‚Knauer‘ – so die Urlegende – soll den Anstoß“ gegeben haben und: „Ein Euthanasie-Musterkind also: schwerst körperbehindert, blind und idiotisch. Und es würde nicht wundern, sollte es auch noch taubstumm gewesen sein.“ Ferner: „Es fällt auf, dass dem ‚Kind Knauer‘ in den Schilderungen von Brandt über Hefelmann zu Häßler immer mehr Gliedmaßen fehlen.“

51 Klee 2010, S. 83.

52 Diese Kette ist sicher nicht immer so gewesen, aber als beispielsweise Prof. Paul Nitsche, führender Denker des Stadiums des Krankenmordes aus Sachsen, in Dauchau Häftlinge untersuchen soll und über sie einen quasi psychiatrischen Bewertungsbogen (den der Aktion T4) ausfüllt, fällt ihm auf, dass die Vorgeführten nicht krank sind. Die Vernichtung hatte da schon begonnen. Seine Aufregung verebte schnell. Vgl. Böhm/Hacke 2008, S. 106f. Beispielfhaft ist die Wahl der Anordnung und Formulierung in Kurt Nowaks Aufsatz „Die Entwertung des Menschen“ (in: Kuratorium Sonnenstein 2002, S. 12-22). Die Kapitelüberschriften zeigen es: Mythos der Heilbarkeit, Biologiesierung der Ethik, Ökonomisierung der Psychiatrie, Politik der Menschenvernichtung. Hans-Walter Schmuhl (Jütte u.a. 2011, S. 217) zitiert in dieser Denkrichtung der Steigerung solcher Handlungen Hans Mommsen mit der Formulierung eines „kumulativen Radikalisierungsprozess[es]“ und stellt auch Gegenstimmen zu dieser Theorie vor. Auch wenn die Steigerung nicht so strikt war, gibt es zwischen Eugenik und Krankenmord „über weite Strecken [...] gemeinsame Prämissen“ (ebd.). Vielleicht ist der Zusammenhang aber auch noch von anderer Seite her zu sehen: Dass die Eugenik und der Erste Weltkrieg verschiedene Identifikationsfelder für Ausmerzungs- und Zerstörungsphantasien boten. Denn ebenso müsste die Theorie der Nicht-zu-Ende-Geborenen mit ihren Weltzerstörungsphantasien von Klaus Theweleit (1987) geprüft werden und zwar in der Form, dass es immer viele Menschen gibt, die Phantasien des Ausmerzens anderer haben und eine erhöhte Bereitschaft zum Töten. Vgl. auch dazu die korrespondierenden Ausführungen von Chasseguet-Smirgel (1992) in ihren Untersuchungen zu den Phantasien ihrer Patientengruppe. Erinnert sei auch daran, dass Ernst Haeckel auch von Vorstellungen gesprochen hat, wie sich Sterbende selbst entfernen – in Form der „Autolyse“ oder „Selbsterlösung“ (zit. nach Baader 2001, S. 280f.).

der damaligen Zeit mitzumachen, auch wenn die meisten beim eugenischen Denken stehenblieben, viele noch die Tötung von schwerstbehinderten Neugeborenen akzeptierten,<sup>53</sup> manche noch in der Phantasie todkranke oder behinderte Erwachsene einschläfer-ten,<sup>54</sup> und nur einige einzeln oder vielfach mordeten. Es ist aber auch anzunehmen, dass es nicht mehr wurden, rein weil die Struktur nicht dafür ausgelegt ist: Je mehr daran teilnehmen, und um so mehr es im Alltag vorkommt, desto normaler wird es auch. An einer Massenerschießung nahmen nicht 500 Schießende teil und weitere tausende Beteiligte waren Fahrer und Köche. An einer Anstalt arbeiten nicht tausend Pflegekräfte, sondern vielleicht nur 150, und nicht 100 Ärzte, sondern nur 5 oder 20. An einer Front schießen aber zeitgleich Hunderttausende, die dem jeweiligen „grausamen und tötenden Feind“ gegenüberstehen, es sind daher auch andere Referenzrahmen und Erzählungen entstanden.<sup>55</sup> Das Töten anderer Menschen aus einer Armee heraus war und ist vielleicht auch aus diesem Grund weniger verurteilt als das in einer deutschen Heil- und Pflegeanstalt der beginnenden 1940er Jahre. Diese Skizzierung kann aber auch nur wieder bestimmte Aspekte des Geschehenen verständlich machen. Sie ist auch nur eine Annäherung, um Perspektiven zum Verstehen herzustellen. Je nach Wissensstand und aktuell abrufbaren Erfahrungen und Emotionen rufen annähernde Beschreibungen unterschiedliche Affekte der Erkenntnis hervor. Letztere sind um so spürbarer, je erfolgreicher die einzelnen Elemente in ein schlüssiges Gesamtbild gebracht werden.

Es wird in der Beschäftigung mit den Biografien und Lebensbeschreibungen von Menschen deutlich und es ist wissenschaftlich fundiert erläutert, dass keine historischen Wahrheiten gefunden werden können. Mitunter sind manche Begebenheiten komplett anders erinnert. Was bringt es also, Lebensbeschreibungen von Nachkommen und Angehörigen von NS-Opfern zu lesen? Zumal einer Opfergruppe mit verfließenden Grenzen? Die Hoffnung ist, dass der interessierte Leser neben den wissenschaftlichen Erläuterungen ein ausgedehntes Lesebuch vorfindet, in dem alle vorgefundenen Arten aufgeführt sind, wie darüber gesprochen und erzählt und wie von den Erzählern das Erlebte und Vergangene gewertet wird. Denn das gibt es bisher nicht.

---

53 Wie in der oft zitierten Untersuchung von: Meltzer 1925, der Eltern um ihr vorgestelltes Verhalten bei der möglichen Geburt eines schwerbehinderten Kindes befragte. Es handelte sich um Imagination eines Möglichen und nicht Realität.

54 Wie auch Ernst Haeckel, der 2019 und auch in anderen Jahren in Jena (Thüringen), einem seiner Hauptwirkungsorte, sehr gelobt wird: Positive Geschichte in der dortigen Tagespresse, dazu die Ausstellung im Museum, ganz modern: „Haeckel on stage“. Man findet nirgends eine Erwähnung, dass er die Tötung lebensuntüchtiger Kinder in Sparta in seinem Werk „die Lebenswunder“ (1904) lobte (vgl. Kuratorium Sonnenstein 2002, S. 15). Vgl. auch in der Fußnote 47 oben Haeckels „„Autolyse““. Es ist zwar in der aktuellen Tagespresse Jenas (2018/2019) davon zu lesen, dass er zu Lebzeiten kritisiert wurde, aber man hielt ihm wohl nur seinen Evolutionsglauben vor (der „Affendoktor von Jena“). Es ist Heldenstorytelling: Durch seinen wissenschaftlichen Glauben daran wird er heldenhaft. Wissenschaftler eignen sich sehr für positive Identitätsinhalte von Orten und Gruppen, da sich diese selbst damit erhöhen. Vgl. OTZ vom 06.08.2019, Art. „Der liebste Punkt des Saaletals“: ein Gedenkstein erinnere an den „deutschen Darwin“ aus Jena.

55 Eine der ersten ausführlichen Dokumentationen des soldatischen Erzählens und der realen Referenzrahmen im Krieg in: Neitzel/Welzer 2011.

## 4 Zur Methodik der Darstellung

Die Art der Darstellung ist schon im Abschnitt zur Ausführlichkeit angesprochen worden. Die wichtigen Eindrücke der Lebenserzählungen werden am ehesten deutlich, wenn ansprechend dargestellt und interpretiert wird. Lange Erzählpassagen stehen so neben kürzeren, weitgefasste Überblicke und fokussierende Einblicke wechseln sich ab. Und so ist auch die Wahl der Zitierung wichtig, damit schnell erfasst werden kann, wer was sagt.

Nicht in der Schrift darstellbar sind viele Effekte der Wirkmächtigkeit der menschlichen Stimme, ihr Klang, ihr Aufrufen von identitätsgebundenen – positiv und negativ empfundenen – Erinnerungskomplexen bei den Hörerenden, das Aufrufen der verschiedensten Assoziationen, Verknüpfungen und Erfahrungseffekte (bei allen am Interview Beteiligten).<sup>56</sup> Gerade im Interview mit einer Gehörlosen, der Gebärdensprachdolmetscherin und einer Betreuerin – allen drei gleichzeitig – wird deutlich, wie dies alles miteinander die Kommunikation beeinflusst. Es ist immer auch das Gesamtgefüge der Situation, das in das Kommunizieren einfließt. Sogar die Atemformen beim Sprechen können auf so viele verschiedene Arten den Inhalt des Gesagten unterstützen. Letztlich beeinflusst jedes dieser genannten Elemente einer kommunikativen Situation die Selektionsvorgänge bei allen Beteiligten. Solche Besonderheiten sind an jeweiligen Stellen des Auftretens vermerkt.

Hört man die eigene Stimme in der Aufzeichnung, erleben viele Menschen das anfangs auch als verstörend oder peinlich. Im Laufe des Hörens eines selbst geführten Interviews wird auch deutlich, wie sehr gerade die Stimme die Situationen erinnern hilft. Mit den verschiedenen Phasen der Erarbeitung eines Interviews – Transkript, Verschlagwortung usw. – wird schließlich aus der Identität des Gegenübers ein *Gegenstand, ein anderer Gegenüber*, der aus dem transkribierten Text entsteht. Und dann ändern sich wiederum Selektionsvorgänge im Leser. So, wie sich Erinnerungsgegenstände beim Erzählen je nach Situation, Tagesverfassung, Gegenüber, Laune, Wetter, Gefühl, Ziel, Situation und anderen mehr ändern, so ändern sich Selektionsvorgänge bzgl. des überhaupt Wahrnehmbaren in den verschiedenen Stadien der Verschriftlichung. Auch nach 20 Lesungen wird man noch Zusammenhänge neu erkennen können.<sup>57</sup>

Um sich mit einer Person oder einem Interview am LGA eingehender beschäftigen zu können, ist es geraten, das Protokoll zum Interview (dieses ist entweder in Text oder Fußnote auszugsweise eingefügt bzw. im Kapitel C vollständig zu finden) und die Personaldaten zur Person zu lesen (meist bei Ersterwähnung angeführt). Um die Interviewatmosphäre nachvollziehen zu können, ist eine Ein-hör-nahme in die Audioaufzeichnung über das ISGV wichtig. In den letzten Jahren fanden dabei Veränderungen der Pseudonyme statt, es ist nicht auszuschließen, dass auch in anderen Archivierungsdetails Anpassungen vorgenommen werden.

Wird auf ein Transkript verwiesen, erkennt man dies an der Abkürzung mit den Anfangsbuchstaben. So bedeutet zum Beispiel CW Z 312-444: Transkript Claudia Wange,

---

56 Zur Stimme vgl. Bendix 2005. Vgl. die Darlegungen zu Klang, Stimme und deren Gefüge im Identitätskomplex in Theweleit 2007.

57 Vgl. auch Ertl, 2004, S. 4, zur „hochgradige[n] Selektivität bei der Auswahl der Erinnerungsgegenstände“

mit der Zeilennummer 312 bis 444. GH2 oder MB2 bedeutet: Zitat aus dem jeweils 2. Interview von Herrn Gerd Herm oder Frau Mathilde Berg.

Zitate (mit doppelten Anführungsstrichen) geben alle Stimmen gleichzeitig wieder. Da das Meiste von den Interviewten gesprochen wurde und vom Interviewer und Autor weniger, sind die Worte des Letzteren in runde Klammern gestellt „( )“ und die Aussagen der interviewten Person sind ohne Klammern. Äußerungen anderer Personen in runden Klammern sind mit Namen gekennzeichnet. So war beispielsweise so „(Frau Hamm: ...)“ dabei, oder ähnlich mit Pseudonym ein Familienangehöriger.

Meist sind Zitate Kürzungen des Transkripttextes, dies ist durch „(gekürzt), (gek.)“ im Text oder der Fußnote vermerkt. Der Transkripttext ist dann so gekürzt, dass der zur Darstellung angestrebte Inhalt um unwesentliche Inhalte bereinigt ist. Die „Hm“ anderer Personen, unpassende Einschübe aller Personen, doppelt gesprochene Wörter, mehrere Ansätze bei Wortsuche sind weggelassen.

Erstrecken sich in einem Zitat die Kürzungen aus Transkript oder Protokoll über mehrere Zeilen, ist das durch eine übliche Kennzeichnung mit „[...]“ im laufenden Zitat vermerkt. Die mögliche und mitunter auch übliche Kennzeichnung eines aus seinem Satzzusammenhang entnommenen Stückes mit „[...]“ am Anfang und/oder Ende des Zitates entfällt hier. Anmerkungen des Verfassers stehen in Auszügen und Zitaten in eckigen Klammern mit Hinweis „[... Anm. L.P.]“. Zitate im Zitat oder Hervorhebungen vor Wörtern in der Quelle werden so gekennzeichnet: „,...“ (in der zitierten Quelle wurden doppelte oder einfache Anführungsstriche benutzt).

Alle sonstigen vorkommenden eckigen Klammern entstammen der Zitierweise im Transkript:

- \*\*\*\*\* – Auslassungen zum Datenschutz, zumeist in den Auszügen aus den Personalbögen.
- [.] – Eine Pause ohne Abstufung (besteht beispielsweise aus vielen Pausen, weil er die Worte nur langsam setzen kann, ist dies am Anfang des Transkriptes – hier beim ersten Vorstellen der Person im Gesamttext – vermerkt)
- [darüber:] – Person spricht Ihres ganz über das der vorherigen Person
- [teils darüber:] – Ein Teil des Gesagten ist über das der vorherigen Person gesprochen
- [lacht], [lacht leicht] – Lachen in Abstufungen
- [zeigt], [läuft weg], [geht umher] usw. – diverse Tätigkeiten der Personen
- [hustet], [räuspert] – Husten und Räuspern der Person ohne Abstufung
- [mimt:] – Person stellt die folgende Rede nach, gegebenenfalls mit Gestik und Mimik, ohne Abstufung; ist das Ende der Mimik erhörbar gewesen, ist dies durch einen Gedankenstrich „–“ (davor und danach Leerstelle) gekennzeichnet.
- [deutlich:], „!“ usw. – Person drückt folgende oder vorhergehende Wörter oder Satzteile deutlicher aus. Eine Darstellung der Abstufung der Vehemenz in der Stimme wurde nicht unternommen.
- [unverständlich], [unverständlicher Satzteil] usw. – Hier sind einzelne unverständliche Worte, mehrere Worte oder gar ganze (vermeintliche) Satzteile wegen Überlagerung, Verstümmelung, zu geringer Lautstärke nicht zu verstehen.

Es kann sich auch um unverständliche Geräusche handeln, deren Herkunft nicht eindeutig ermittelbar ist (beispielsweise konnte man mitunter nicht zwischen Worten und Mundgeräuschen unterscheiden).

- „-“ – Bindestrich nach Wort ohne Leerstelle: ein Wort oder Zusammenhang ist hörbar unterbrochen (Bsp.: „und da ging er- kam er und“, „wenngl- nein.“), nicht zu verwechseln mit Ende eines hörbaren Nachstellens/einer Mimik.
- [ev. Falsch], [?], [XXX] – Das vorgestellte Wort ist nicht eindeutig identifizierbar; meist bei geographischen Bezeichnungen. Ist ein Sprecher unidentifizierbar, wird dies in eckigen Klammern festgehalten.<sup>58</sup>
- [hat gestottert] – Das letzte Wort/die letzte Silbe wurde mehr oder weniger stark gestottert.

Als Ausschnitte angegebene Textstellen können Zitationen mit Anführungsstrichen aus den Protokollen zum Interview sein oder dem Personalbogen entnommene Texte, die nicht in Anführungsstrichen gehalten sind.

Einfache Anführungsstriche dienen auch der Hervorhebung von Wörtern. Sie sollen also den Lesefluss verlangsamen und deutlich machen, dass sie wichtig sind, oder gegebenenfalls auf andere semantische Relationen hinweisen.

---

58 Vgl. Stempel 1987, S. 122-135, für eine andere Wahl der Transkription. Er hat zusätzlich Stimmhebung und -senkung, „betont/laut“ und „betont/gedehnt“ u.a. angeführt.

# A Das Erzählen der Zeitzeugen

## 1 Lebensgeschichtliche Interviews

„[A]ber diese Tatsachen sind ja vorhanden, jetzt, nachdem alles zusammengetragen wurde, und nachdem ich halt in der glücklichen Lage bin, das alles so aneinanderreihen zu können. Das konnte man ja damals nicht. Denn die Geschehen, die damals waren, das waren alles offene Geschehen. Ohne Wissen, wie der Ausgang ist, ne. Nun rundete sich das Bild ab.“<sup>1</sup>

Es habe, erzählte Prof. Manfred Seifert ca. 2008, mehrere Jahre gedauert, bis aus mündlichen Vorabsprachen zwischen BEZ und ISGV eine Zusammenarbeit entstand, in deren Zuge Interviews entstanden. Ein Grund der Zusammenarbeit war die Forschungslücke rund um die Lebenserfahrungen der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten.<sup>2</sup> Das Lebensgeschichtliche Archiv für Sachsen, das am ISGV Dresden beheimatet ist, hat seit Gründung des Instituts 1997 beständig autobiografische Informationen, Nachlässe und Egodokumente gesammelt.<sup>3</sup> Aus Beständen der Vorgängerinstitution („volkskundliche Forschungsstelle Dresden an der Akademie der Wissenschaften der DDR“<sup>4</sup>) wurden einige Dokumente übernommen. 2008 wurde das LGA im Profil aktualisiert. „Es gründet auf einer ethnografisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive, die die Lebensumstände und Alltagserfahrungen verschiedener Bevölkerungskreise vorrangig jenseits der Bildungseliten bzw. gesellschaftlich hochstehender Sozialgruppen untersuchen möchte.“<sup>5</sup> Mittels des „biografischen Zugriff[s]“<sup>6</sup> soll das „Alltagsleben in Sachsen und angrenzenden Regionen in Vergangenheit und Gegenwart anhand verschiedenster personaler Dokumente“<sup>7</sup> aus der Perspektive der Zeitzeugen erschlossen werden. Durch freiwillige Übereignungen und gezielte Anwerbung und Anschaffung infolge wissenschaftlicher Projekte kamen zusammen: „alle möglichen autobiografischen Unterlagen und Ego-Dokumente“ in Form von „Lebenserinnerungen und Interviews, Tagebücher und Briefe, Zeugnisse und private Urkunden“, „Geschäftsunterlagen, Fotos“, Filme.<sup>8</sup> Im Fokus der Forschungsperspektive steht „das subjektive Bewusstsein in seiner jeweiligen gesellschaftlichen Rahmung“:

„Zentrale Bedeutung hat damit die Eigenperspektive der handelnden Subjekte, wie sie sich in Handlungen, Erfahrungen und Einstellungen äußert, die ihrerseits in der Gemengelage von gesellschaftlichen Deutungsmustern, kollektiv vermittelten Haltungen

---

1 LF 134-139.

2 Vgl. Westermann u.a. 2011b, S. 8: „Lebenszusammenhänge und Perspektiven fanden [...] bis heute kaum Aufmerksamkeit.“ Anzunehmen ist, dass sicher Interessen bestanden, aber auch Publikationshindernisse oder Rezeptionsbarrieren.

3 Seifert 2009b, S. 15f.

4 Seifert 2006/07, S. 56f.

5 Seifert 2009b, S. 16.

6 Seifert 2009b, S. 11. „,[Er] zählt im Kontext empirischer Recherche und ethnologischer Feldzugänge zu den attraktiven und fachlich legitimierenden Konzepten der jüngeren, subjektorientierten Kulturforschung. Dabei werden seine Potentiale vorrangig im Spannungsfeld von empirischer Methodik, Erzählforschung und Bewusstseinsanalyse vermessen.“

7 Ebd., S. 16.

8 Ebd., S. 16. Vgl. auch Klein 2006, S. 10: Selbstzeugnisse sind Rezeptionswünsche der Verfasser an die Leser oder Hörer.

sowie Erfahrungen mit persönlichen Sichtweisen und Interpretationen korrespondieren.“<sup>9</sup>

Über ein einheitliches Verfahren wurden alle bisherigen Quellenbestände eingeordnet und inhaltlich aufbereitet. Das Material wurde personal zugeordnet und Erhebungskontexte festgehalten, in einem „Dokumentationsbogen“ wurden diese Daten neben anderen Einzelheiten zusammengeführt.<sup>10</sup> In „Personalbögen“ wurden die bekannten Personaldaten zusammengefasst: ein kurzer Lebenslauf, Notizen zu familiären und beruflichen Lebensverhältnissen. Alle Originalunterlagen wurden digitalisiert und transkribiert. Anschließend erfolgte zum einen eine Verschlagwortung mittels der „Internationalen Volkskundlichen Bibliographie“,<sup>11</sup> zum anderen wird der Inhalt mithilfe der Datenbank „ATLAS.ti“ bearbeitet.<sup>12</sup> Bearbeitungen eines Quellenbestandes werden in Bearbeitungsprotokollen eingetragen.<sup>13</sup> Im Rahmen von Interviews wird zusätzlich ein Gesprächsprotokoll angefertigt, in dem alle auffälligen Einzelheiten zu Situation, Kontext, ‚Atmosphäre‘, Personen und überhaupt alles festgehalten wurde, was zum Interview und zu dessen Beendigung führte und nicht mittels Aufnahmegerät festgehalten werden konnte. Mittlerweile sind die meisten Bestände des LGA im Internet recherchierbar, es ist ein „Kaleidoskop sächsischer Lebenswelten“ mit „unterschiedliche[n] Erfahrungshorizonte[n], soziale[n] Lagen, Milieus, Lebensstile[n] und Mentalitäten“ entstanden.<sup>14</sup>

Frau Hamm vom BEZ kontaktierte die Mitglieder in Sachsen nacheinander und fragte an, ob eine Bereitschaft bestehe, aus dem Leben zu erzählen. Manche hatten schon Interviews mit ihr geführt, beispielsweise Herr Herm im Juli 2007 in seiner Wohnung.<sup>15</sup> Nach dem jeweiligen telefonischen Einverständnis benachrichtigte mich Frau Hamm und ich nahm selber telefonisch Kontakt auf und verabredete einen Zeitpunkt und einen Ort. Gegebenenfalls stellte ich unser Anliegen telefonisch ausführlich vor, immer schrittweise vor dem Hintergrund des Alters der Zeitzeugen erspürend, wie viel Gespräch möglich ist.

---

9 Dies und das Zitat davor: Seifert 2009b, S. 23f.. Begründung findet dies im Rückgriff die kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse Albrecht Lehmanns (hier Lehmann 2001, 2007), der diesen Begriff formte und gezeigt hat, dass die Äußerungen der Subjekte (also von uns) auf jene „übergeordneten Relevanzsysteme“ der Kultur hinweisen und sie in ihren Strukturen erkennen lassen.

10 Ebd., S. 20: „Art [...] und Umfang des Quellenbestandes wie des begleitenden Schriftverkehrs, [...] Bearbeitungsstand, [...] Bearbeiterliste, [...] Notizen zur Nutzungserlaubnis“. Auf den Seiten 22-36 sind die beschriebenen Schritte auch mit Beispielen und Auszügen bebildert.

11 Seifert 2009b, S. 20: Sie ermöglicht „themenspezifische Recherchen in den unterschiedlichen Quellengattungen“. Vgl. Abbildung S. 35.

12 Seifert 2009b, S. 20: Das Datenbankprogramm fokussiert „von seiner Logik her den Geist und die Intention einer Quelle in ihrer individuellen Anlage“ und ist kompetent bei „thematisch bzw. organisatorisch zusammenhängenden bzw. homologen (seriellen) Beständen“. Vgl. die Abbildung S. 33.

13 Ebd.: Dazu zählen: „besondere Kontexte, Darstellungsformen bzw. Stimmungslagen der Quellen“, „Spezifika, auch inhaltlicher Art, [...] persönliche Einschätzungen“.

14 Seifert 2009b, S. 26. Seifert 2006/07, S. 66.

15 Der BEZ begann 2003 mit dem Interviewen seiner Mitglieder, Vgl. Hamm 2017, S. 224. Herr Herm suchte auch schon in den 90ern die Auseinandersetzung mit dem Thema und erschien in: Evangelischer Pressedienst (1992), ohne Seitenangabe aufgrund Pseudonymisierung.